

Die Bedürfnis-Ökonomie

Rahim Taghizadegan

In der Wirtschaft ist viel von „Bedürfnissen“ die Rede. Für den Ökonomen ist das „Bedürfnis“ oft überhaupt der Ausgangspunkt. Dieser Begriff ist jedoch nicht so unschuldig wie er aussieht. Historisch „passierte“ er in der modernen Ökonomie aufgrund ihrer ideologischen Prägung durch den Utilitarismus. Zwar bemüht sich eine wissenschaftliche Disziplin stets darum, ihre Begriffe so präzise zu definieren, daß wertende Assoziationen außen vor bleiben. Doch Begriffe haben auch eine Eigenwirkung und vermögen es, über ihre Definition und sogar ihren ursprünglichen historischen Kontext hinaus, einen wissenschaftlichen Zugang zu prägen.

Was meinen wir, wenn wir von einem „Bedürfnis“ sprechen? Wenn ich sage, „ich habe ein Bedürfnis“, dann werden das die meisten heute wohl so interpretieren, als wollte ich kundtun, gerade dringend die Toilette aufsuchen zu müssen. Dies ist nicht bloß ein witziges Mißverständnis, sondern gibt Aufschluß darüber, was wir eigentlich mit „Bedürfnissen“ assoziieren. „Sie mit ihren Bedürfnissen“ – da meinen wir selbstzentrierte, eher niedere Launen, schlechte Angewohnheiten, körperliche Nöte.

Heute ist es modern, sich „seiner Bedürfnisse bewußt werden“ zu wollen. Wie der Ausspruch schon sagt, entstammen „Bedürfnisse“ also nicht dem Bewußtsein, das Bewußtsein nimmt sie zur Kenntnis. Die Tiefenpsychologie würde sie wohl im „Unterbewußtsein“ verorten. „Bedürfnisse“ überkommen uns und rufen danach, „befriedigt“ zu werden. „Befriedigung“? Auch die erste geläufige Assoziation dazu verweist unter die Gürtellinie.

Es ist nicht übertrieben, den modernen Menschen als Bedürfnis-Wesen zu bezeichnen. Darum war der Marxsche Urschrei so erfolgreich, der einforderte: *Jedem nach seinen Bedürfnissen!* Der moderne Mensch steht mit „seinen Bedürfnissen“ in der Weltmitte und wartet auf deren „Befriedigung“ oder „Stillung“. Das „Stillen der Bedürfnisse“ verweist begrifflich sehr passend auf die ersehnte Brust einer imaginierten Urmutter. Wir sind nun in der Tat mitten im Unterbewußtsein angelangt.

Was Marx erst unterbewußt ahnte, faßte der deutsche Ökonom Adolph Wagner in das eherne *Gesetz der wachsenden Ausdehnung der Staatsthätigkeiten*: „eine immer größere und wichtigere Quote der Gesamtbedürfnisse eines fortschreitenden Culturvolks wird durch den Staat statt durch andere Gemein- und Privatwirthschaften befriedigt.“¹ Homogene Gesamtbedürfnisse bedürfen kollektiver Befriedigung. An der Brust der staatlichen Urmutter werden wir alle eins und erreichen als ewige Säuglinge, als *Sternenkinder*, das Nirwana.

Wiewohl es spannend wäre, wollen wir die hierzu sehr reichhaltige Mythologie, die in der Tradition C.G. Jungs hohe psychologische Deutungskraft besitzt, vorerst beiseite lassen. Psychologisch geht es um die Frage: „Was hören wir, wenn wir auf uns hören und ist das der Weg zu einem besseren Leben?“ Der Ökonom würde statt nach dem besseren Leben nach dem Fortschritt fragen. Und auch diesen Begriff in der Regel so leer definieren, daß erst recht die versteckten ideologischen Anlagen unerkannt wüten.

Die „Bedürfnis“-Orientierung der Ökonomie, so erkannte Ludwig von Mises richtig, entspräche dem „formalen, inhaltlich indifferenten Charakter der eudämonistischen Grundbegriffe Lust und Unlust [...], die alle fortgeschrittenen Utilitaristen vertreten haben.“² Auch Mises war freilich ein fortschrittlicher Utilitarist, zeigte jedoch – wie so oft entgegen dem, was man bei seiner ideologischen Ausrichtung erwarten würde – einen begrifflich weit geeigneteren Weg für die Ökonomie auf. Sein Vorläufer Carl Menger verwendet noch stets den Begriff der Bedürfnisse und dessen Schüler Eugen von Böhm-Bawerk verschärft diese psychologische Diktion noch wesentlich, wenn er von „nach Befriedigung heischenden Bedürfnissen“ spricht. Bei Mises hingegen ist nur noch von „Zielen“ die Rede.

Dies ist keine bloße Spitzfindigkeit. „Bedürfnisse“ drängen uns, nötigen uns, machen uns zu bloßen Spielbällen unserer Launen und Begierden. Ziele hingegen setzen wir selbst. Ohne daß es bei Mises der Fall gewesen wäre, läßt diese begriffliche Änderung doch ein ganz anderes, viel realistischeres Menschenbild zu.

Warum realistischer? Gustav Schmoller, der große Gegenspieler der Wiener Schule, hatte es einfach, in dieser Wunde zu wühlen: Es gehöre „eine ganz weltflüchtige, stubengelehrte Naivität dazu“, „im Ausgehen vom menschlichen Bedürfnis, oder vom Erwerbstrieb oder vom Eigennutz letzte einfache Elemente im wissenschaftlichen Sinn des Wortes zu sehen“³.

Böhm-Bawerk war sich dessen wohl bewußt, daß es nicht sonderlich befriedigend ist, den Menschen nur als „Bedürfnis“-Wesen aufzufassen. So verwies er darauf, daß es sich bloß um einen technischen Begriff handle, man es vom Inhalt her aber realistischer lesen dürfe: als „Streben nach dem Glücke“ oder auch „Streben nach Selbsterhaltung und Selbstentfaltung“.⁴ Doch auch hier schleicht sich nicht weniger deutlich die utilitaristisch-individualistische Ideologie ein. Viktor Frankl hätte widersprochen, daß diese Perspektive noch immer nicht voll der Realität entspräche: „Ursprünglich will der Mensch gar nicht glücklich sein, was er will, ist vielmehr - zum Glückhsein Grund zu haben!“⁵ Der Grund verweist, im Gegensatz zur bloßen Ursache, auf persönliches Urteil, persönliche Verantwortung und persönliche Zielsetzung.

Was hören wir also, wenn wir auf uns hören? Hier verändert der Beobachter nicht nur den Gegenstand im Zuge der Beobachtung – hier ist der Beobachter selbst sein Gegenstand! Wenn wir uns entschließen, bloß „zuzuhören“, entschließen wir uns dazu, nicht aktiv, nicht zielsetzend zu sein. Dann hören wir bloß unser animalisches Residuum: Das Magenknurren des Unterbewußtseins. Wenn wir den Lebenstrieb abstellen, um besser „auf uns hören zu können“, vernehmen wir nur noch den launischen Todestrieb, wie es der Psychologe M. Scott Peck drastisch ausdrückt: „die Erbsünde der Trägheit, die allgegenwärtige Kraft der Entropie, die uns zurückdrängt in die Kindheit, in den Mutterschoß und in den Sumpf, aus dem wir uns entwickelt haben.“⁶

Diese regressive Tendenz wird durch die zu Tode zitierte „Bedürfnis“-Pyramide von Maslow rationalisiert. Auf den Punkt gebracht: „Erst das Fressen, dann die Moral!“ Auch dieser, scheinbar so nüchtern-realistischen Auffassung widerspricht Viktor Frankl mit seiner weitaus realistischeren Psychologie: Gerade wenn das Fressen fehlt, wird die Moral existenznotwendig. Vollgefressene Haustiere vor immervollen, für sie von außen befüllten Futtertrögen brauchen keine Moral, denn sie können es sich „leisten“, ohne Moral zu leben. Ohne Wohlstand ist Unmoral meist sofort tödlich, in einer satten Wohlstandsgesellschaft nur ein kaum spürbares, schleichendes Gift.

Der ewige Säugling hat immer neue „Bedürfnisse“ und schafft eine ganze „Bedürfnis-Ökonomie“. Er „verwirklicht sich selbst“, indem er auf „seine Bedürfnisse“ hört. Dabei *verwirkt* er sein Selbst und *reduziert* sich auf seine Bedürfnisse, die sich stets künstlich vervielfältigen lassen, weil sie in keinem Bezug mehr zu persönlichen Zielen stehen. So ist auch Ernst Schumachers Kritik zu verstehen, der dieser Bedürfnis-Ökonomie eine Ökonomie entgegenstellen möchte, die er etwas unpassend „buddhistisch“ nennt: Fortschritt könne sich doch nicht bloß in der Vervielfachung von Bedürfnissen erschöpfen, sondern müsse sich auch auf die Läuterung des menschlichen Wesens beziehen.⁷

Die psychologistische Bedürfnis-Ökonomie, die oft einer vulgären Form des Freudianismus anzuhängen scheint, möge sich Sigmund Freuds Wort zu Herzen nehmen „Wo Es ist, soll Ich werden!“ – denn dieses läßt sich auch ganz anders deuten.

¹ Wagner, Adolph. *Grundlegung*. In: Rau, Karl Heinrich, & Adolph Wagner. 1876. *Allgemeine oder theoretische Volkswirtschaftslehre*. Leipzig: Winter.

² von Mises, Ludwig und Arthur Spiethoff (Hg.). 1931. *Probleme der Wertlehre*. Erster Teil. München und Leipzig: Duncker & Humblot. S. 79.

³ Schmoller, Gustav. 1883. *Zur Methodologie der Staats- und Sozialwissenschaften*, in: JGVV, Jg.7, 975-994. S. 979.

⁴ Böhm-Bawerk, Eugen von. 1909 (1888). *Kapital und Kapitalzins*. Zweite Abteilung: Positive Theorie des Kapitals. 3. Auflage. Innsbruck: Vlg. der Wagnerschen Universitäts-Buchhandlung. S. 6.

⁵ Frankl, Viktor. 2005 (1946-1997). *Ärztliche Seelsorge*, Wien: Deuticke/Paul Zsolnay. S. 208.

⁶ Peck, M. Scott. 2004 (1978). *Der wunderbare Weg*. Eine neue spirituelle Psychologie. München: Goldmann. S. 358.

⁷ Schumacher, E. F. 1999. *Small is beautiful: economics as if people mattered: 25 years later ... with commentaries*. Point Roberts, Wash: Hartley & Marks Publishers.